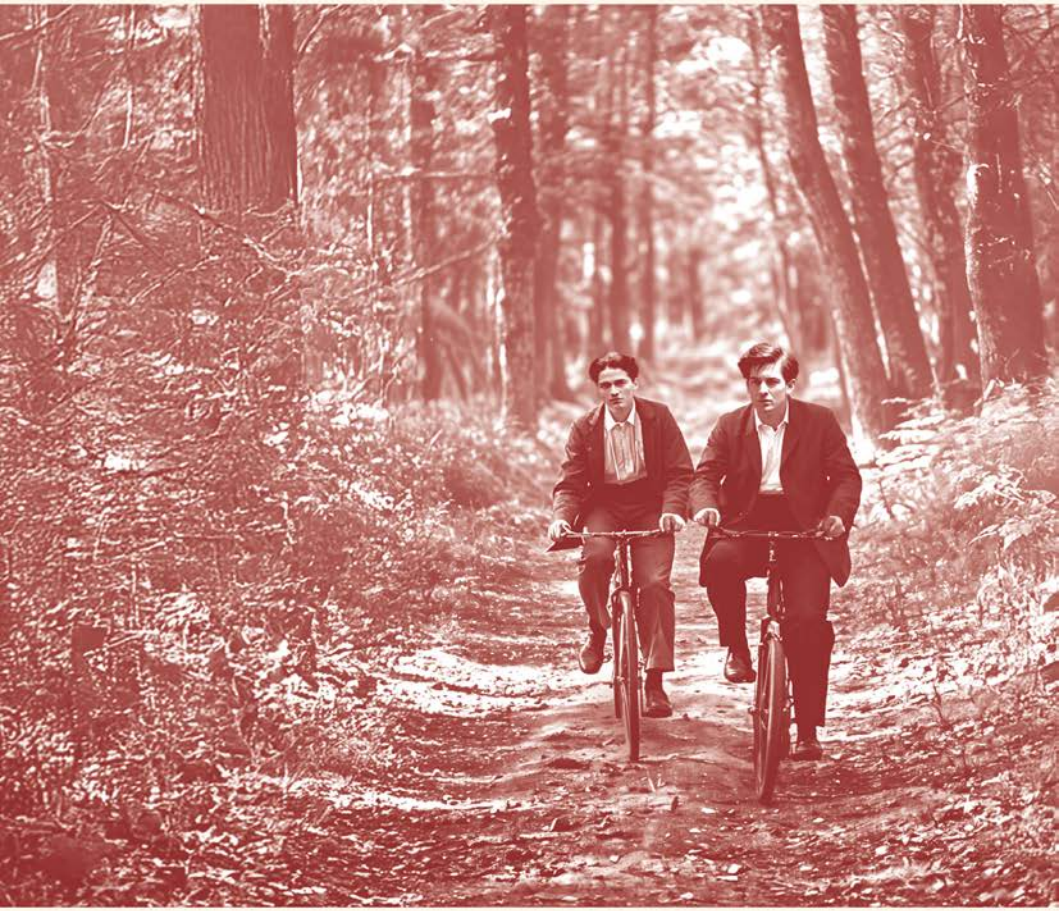
BEN SHATTUCK



DIE GESCHICHTE DES KLANGS

HANSER

Leseprobe

Das Buch

Die Geschichte einer geheimen Liebe, die einen Sommer lang währt – und die ein Leben lang als die »eigentliche Liebe« nachklingt: Im Schatten des Ersten Weltkriegs lernen sich Lionel und David, zwei Musikstudenten, in einer verrauchten Bar im ländlichen Maine kennen und werden Freunde. Nach dem Krieg wandern sie im Sommer durch die Wälder New Englands, um Volkslieder zu sammeln, die sie auf Wachszylinder aufnehmen. Aus unerklärlichen Gründen bricht der Kontakt ab. Als Jahrzehnte später eine Frau beim Aufräumen eines Dachbodens die Wachszylinder findet, erklingt ihre Liebe noch einmal aufs Neue. Ben Shattuck ist eine literarische Entdeckung – ein Wortmagier, der in der Tradition von Joy Williams und John Cheever die Rätsel der menschlichen Seele erkundet.

Der Autor

Ben Shattuck wurde mit dem PEN America Short Story Prize und dem Pushcart Prize 2019 ausgezeichnet. Shattucks erstes Buch, S*ix Walks: In the Footsteps of Henry David Thoreau* (Tin House, 2022) war ein Best Book of 2022 des New Yorker. Er lebt mit seiner Frau und seiner Tochter an der Küste von Massachusetts, wo er den ältesten Gemischtwarenladen Amerikas aus dem Jahr 1793 betreibt. Außerdem ist er der Gründer und Leiter der Cuttyhunk Island Writers' Residency.

Ben Shattuck. *Die Geschichte des Klangs*
Aus dem Englischen von Dirk van Gunsteren
104 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book
Erscheint am 22. Juli 2025

hanser-literaturverlage.de

HANSER

ICH WAR SIEBZEHN, als ich David kennenlernte, damals, 1916. Inzwischen lege ich nicht mehr viel Wert darauf, meine Jahre zu zählen. Es ist April 1984 in Cambridge, Massachusetts. Vor dem Fenster an meinem Schreibtisch schweben seit Tagen kleine weiße Bäusche vorbei, zweifellos irgendwelche Samen, die auf dem Bürgersteig liegen bleiben wie erster Schnee.

Mein Arzt hat mir geraten, diese Geschichte aufzuschreiben, als Mittel gegen die Schlaflosigkeit, die angefangen hat, als ich ein Paket von einer mir unbekannten Person bekam, einen Karton mit fünfundzwanzig Wachswalzen für Phonographen, aufgegeben in Brunswick, Maine. Auf einem mit Klebeband befestigten Zettel stand: *Ich habe Sie im Fernsehen gesehen und bewundere Ihre Arbeit. Das hier gehört Ihnen. Ich habe es gefunden, als ich das Haus, das wir gekauft haben, ausgeräumt habe.* Ich habe drei Bücher über amerikanische Folkmusik geschrieben – sie waren einigermaßen erfolgreich, daher die Fernsehinterviews –, aber nie über jenen Sommer mit David. Also dann.

Ich sah ihn zum ersten Mal im Herbst nach meinem ersten Semester am New England Conservatory, als ich mit Freunden in einer Kneipe war. Er saß am anderen Ende des Raums am Klavier. Ich weiß noch, dass ich beobachtete, wie sein Hemd am Rücken Falten schlug und sich straffte.

»Und du? Was sagst du dazu?«, fragte mein Freund Sam und stieß mich an.

Ich hatte seine Frage nicht gehört.

»Was siehst du da?«, sagte er und drehte sich um.

»Ich kenne das Lied«, sagte ich. Es war »A Dead Winter's Night«, mein Vater in Kentucky hatte es auf der Geige gespielt. Ein ruhiges Stück, das Tempo so langsam »wie einer im Sitzen atmet«, sagte er immer. Eine alte englische Ballade aus dem Lake District, wie ich später herausfand, über einen Mann und eine Frau, die gemeinsam vor ihren Familien davongelaufen sind und sich im Wald verirrt haben. Wenn ich jetzt daran denke, erinnere ich mich, wie ich im Sommer auf der Veranda lag, Motten umschwirrten die Laterne, mein Vater klopfte den Takt mit dem Fuß – das Scharren von Schuhleder auf Holz. In den Bäumen zirpten die Zikaden und nähten die Nacht zusammen. Mein Bruder saß auch dabei.

»Entschuldige«, sagte ich zu Sam.

Ich schob mich zwischen den anderen Gästen hindurch

zum Klavier und sah David zu. Er hatte die Augen geschlossen und bemerkte mich anfangs nicht. Zigarette im Mund. Das dunkle Haar nach hinten gekämmt. Beim Refrain warf er den Kopf zurück. Ich betrachtete seine Hände.

»Wo hast du das gelernt?«, fragte ich ihn, als das Stück zu Ende war.

»Oh«, sagte er und sah auf. »In irgendeinem Sumpf in Kentucky.« Er schnippte die Asche seiner Zigarette auf den Boden. Eine tiefe Stimme. Die Worte zu schnell gesprochen. Er spielte mit einer Hand einen C-Akkord und griff mit der anderen nach seinem Glas auf dem Boden.

»Ich bin aus Kentucky«, sagte ich. Die Hand auf den Tasten hielt inne. Er sah wieder zu mir auf.

»Oh, hm, tut mir leid.« Er streckte die Hand aus. »David.«

»Lionel«, sagte ich.

»Was studierst du?«

An dem Abend waren so gut wie alle in der Kneipe Studenten vom Konservatorium.

»Gesang«, sagte ich.

»Tja, fa-la-la. Ich Komposition. Das hier« – er spielte die Melodie noch einmal – »ist ein Hobby. Das mache ich im Sommer. Um an die frische Luft zu kommen. Ich sammle Songs.«

Von der anderen Seite des Raums signalisierten meine Freunde mir, dass sie weiterziehen wollten. Ich winkte ihnen, sie sollten ohne mich gehen.

»Bist du mal in Harrow gewesen?«, fragte ich ihn. »Da bin ich aufgewachsen.«

»Harrow. Vor zwei Jahren im Sommer. Himmelblauer Aussichtsturm in der Ortsmitte.«

Er fand diesen Zufall anscheinend nicht besonders überraschend, und so reagierte ich ebenfalls nicht. Am Konservatorium waren damals nicht viele aus den Südstaaten und absolut keiner aus Harrow, einem Städtchen mit zweitausend Einwohnern zwischen den Flüssen Cold und Solemn. (Ich war in Boston, weil meine Stimme der Musiklehrerin aufgefallen war. Sie hatte einem Freund in Lexington geschrieben, der auf dem Konservatorium gewesen war, und der war nach Harrow gekommen und hatte mir ein Stipendium verschafft.) Aber hier war David, der auf einer seiner Sammeltouren in meiner Heimatstadt gewesen war. Vielleicht hatten wir uns sogar schon mal gesehen. Ich erinnere mich, dass ich Heimweh gehabt hatte.

»Da hab ich einen Reel gelernt«, sagte er. »›Maids of Killary‹, glaube ich.«

»Den kenne ich. Kennst du ›Seed of the Plough‹?«

»Sollte ich?«, sagte er.

Ich sagte, das habe meine Mutter immer gesungen.

»Na dann – lass hören.«

»Nein«, sagte ich und schüttelte den Kopf.

»Welche Tonart?«, sagte er und spielte in absteigender Folge einen Akkord nach dem anderen. Er rückte auf der Klavierbank nach vorn. »Welche Tonart?«, wiederholte er und spielte ein A.

Er hob die Augenbrauen. Ich bemerkte einen Streifen auf seiner Oberlippe, eine Narbe, einen blassroten Strich, den er, wie ich später erfuhr, seinem Vater verdankte.

»Ich glaube, dafür gibt's keine Klavierbegleitung«, sagte ich.

»Die Bühne gehört dir.« Er schob die Bank zurück, zog die nächste Zigarette aus der Tasche, griff nach der Kerze auf dem Klavier und hielt sie hinter vorgehaltener Hand ans Gesicht. Wartete.

Als ich den Ton benannte, den meine Mutter jeden Morgen hustete, sagte man mir, ich hätte das absolute Gehör. Wenn am anderen Ende des Feldes ein Hund bellte, konnte ich die Begleitung dazu singen. Ich war die Stimmgabel für die Fiddle meines Vaters: Ich stand neben ihm und sang ein A, während er an den Wirbeln drückte und drehte. Anfangs dachte ich, jeder könnte Töne sehen. Sie haben Gestalt und Farbe: Ein D ist ein wackliger Kreis, dunkelviolett wie Hei-

delbeeren. Ich glich meinen Ton mit dem ab, was ich sah, und gab ihm die richtige Stärke. Als ich dreizehn war, bekamen Töne auch einen Geschmack. Wenn mein Vater ein unsauberes H-moll spielte, war mein Mund von einer wachsartigen Bitterkeit erfüllt. Aber ein perfektes C, und ich schmeckte süße Kirschen. Bei einem D Milch.

Ich sang für David.

Ich hatte immer das Gefühl, dass das, was aus meiner Kehle und meinem Mund kam, gar nicht mir gehörte, dass ich nicht etwas erschuf, sondern stahl. Dieser Körper gehörte zwar mir – das Auf und Ab des Zwerchfells, der Druck in der Kehle, die Lippen und die Zunge, die den Ton formten –, doch das, was ihn verließ, was in meinem Schädel erklang, bis er nicht mehr ein Körperteil, sondern eine Glocke zu sein schien, was meine Trommelfelle und die Nasenhöhle erbeben ließ, gehörte nicht mir. Es war eher wie der Ton, den der Wind über einem Flaschenhals macht. Oder vielmehr wie ein Echo der Stimme, die aus meinem Mund kam. Eine Wiederholung. So kann ich jetzt nicht mehr singen – und es fehlt mir. Jetzt kriege ich nur noch ein lahmes Vibrato zustande, ein leierndes Gebrumm, von dem mir keiner sagt, dass es nichts taugt.

Als der letzte Ton verklang, verblasste das Gelb, und ich schmeckte feuchtes Holz.

»Wo zum Teufel hast du das gelernt?«, fragte David.

Ich zuckte die Schultern.

»Wenn ich so eine Stimme hätte, würde ich meine Zeit nicht in einer Schule verplempern«, sagte er.

Als er aufstand, um sich ein Bier zu holen, sah ich, dass er größer war als alle anderen im Raum.

Wir blieben bis zum Morgengrauen. Er spielte Klavier, ich sang.

Ich konnte ein zweigestrichenes D summen, aber ich hatte noch nie jemanden mit einem solchen Gedächtnis kennengelernt. Später merkte ich, dass er an die tausend Songs im Kopf hatte und eine Melodie nur einmal hören musste, um sie Ton für Ton wiederholen zu können. In jener Nacht – er legte den Kopf schräg, steckte sich einen Finger ins Ohr und summte ein, zwei Töne, um in den Song zu finden – verspielte er sich erst, als er sturzbetrunken war.

»Ich geb dir noch ein Bier aus«, sagte ich, blieb aber neben dem Klavier stehen. In den staubigen Fenstern der Kneipe war graues Morgenlicht.

»Ja«, sagte er. »Wegen dir hab ich die Nacht durchgemacht. Du bist mir was schuldig.«

»Was immer du willst«, sagte ich und sah ihn an.

»Nein. Ich bin müde. Es ist Morgen. Ich geh ins Bett. Ich wohne gegenüber. Bring mich hin.«

Seine Wohnung war kahl: nur ein Bett, ein Klavier und ein Stuhl. Auf dem Boden schmutzige Teller und Gläser, außerdem jede Menge Noten. Kein Tisch. Ich bat ihn um ein Glas Wasser, denn der Raum drehte sich um mich. Er brachte ein Glas aus der Küche und sagte, es sei das einzige saubere. Dann nahm er einen großen Schluck und spie das Wasser in einem dünnen, hohen Strahl zu mir. Ich öffnete den Mund, um es aufzufangen. Er fuhr damit fort, bis das Glas leer und ich nass war, und es gelang mir, ein paar Schlucke zu erwischen. Er stellte das Glas auf den Boden, kam zu mir, nahm mir die Brille ab, faltete sie zusammen und legte sie auf die Fensterbank. Er zog mir das nasse Hemd aus und führte mich zum Bett.

Ich erwachte mit Kopfschmerzen, als die Sonne hoch am Himmel stand und David fort war, und der Raum drehte sich noch immer. Ich war nicht zum ersten Mal betrunken gewesen, aber noch nie so. Ich kroch aus dem Bett und sah auf dem Boden einen Zettel: *Bis nächste Woche.* Ich trank Wasser aus dem Hahn, füllte das Glas und ging ins Wohnzimmer, wo ich mich auf den Stuhl setzte und trank, bis das Glas leer war. Dann kroch ich wieder ins Bett und unter die Decke. Als ich kurz vor Sonnenuntergang wieder aufwachte, war er noch immer nicht da, und so zog ich mich an, faltete den Zettel zusammen, steckte ihn ein und ging.

Von da an saß David jeden Dienstagabend am Klavier, und ich bezahlte unsere Zeche von meinem Stipendium. An anderen Abenden stand ich manchmal gegenüber von seinem Haus, sah hinauf und versuchte zu erkennen, wer in seiner Wohnung auf und ab ging. Ich redete mir ein, ich sei nur neugierig. Ich glaube, ich war nie eifersüchtig, was in allen Beziehungen seit David ein Problem war. Zum Beispiel für Clarissa, die ich in meinen Vierzigern kennenlernte und die mich verließ, nachdem sie mir gestanden hatte, dass sie mit einem Freund von mir schlief. Ich wusste bereits von der Affäre, und als ich ihr das sagte und hinzufügte, ich wünschte nur, sie hätte es mir früher gesagt, und glaubte, wir könnten das gemeinsam hinkriegen, regte sie sich auf, als wäre ich derjenige, der sie betrogen hatte, und sagte, wenn ich sie ohnehin nicht liebte, warum sollte sie dann eigentlich bleiben? Die meisten Beziehungen mit Männern – Alex, William, Alistair, anderen – dauerten bloß ein paar Monate. Mit Vincent war ich am längsten zusammen. Ich lernte ihn in Rom kennen, wo ich 1929 und 1930 über ein Jahr lebte. Ein ungewöhnlich begabter Musiker, ursprünglich aus Mailand, charmant zu jedem, dem wir begegneten, mit einer kleinen Lücke zwischen den Schneidezähnen und einem Lachen, das durch die engen Gassen der Stadt hallte. Er war Cellist und übte in der Kirche, in der ich sang. Als ich

ihm schließlich erklärte, ich müsse aus beruflichen Gründen wieder zurück nach Boston, sagte er nur: »Americano«, als fiele ihm kein vernichtenderes Wort ein.

Ich will mich nicht mit den Einzelheiten von Davids Abreise aufhalten. Es war 1917, nur ein halbes Jahr nachdem wir uns kennengelernt hatten. Amerika war in den Krieg eingetreten. Es fand kein Unterricht mehr statt. Er ging nach Europa. Ich nicht, wegen meiner schlechten Augen. Ich schrieb meine Adresse in Harrow in sein Tagebuch und sagte, er solle mir französische Schokolade schicken.

Ich kehrte nach Harrow zurück, auf die Farm, und half meinem Bruder, der schon bald ebenfalls nach Europa ging. Vielleicht war es das Ende meiner Zeit mit David, dachte ich. Ein Dutzend Dienstagabende in Boston. Ich dachte an ihn, wie man an jemanden denkt, wenn man jung ist: morgens, im Bett, wenn ich, die Beine in die Decke verstrickt, den Vögeln lauschte; wenn ich in der Küche stand und darauf wartete, dass das Wasser im Kessel endlich kochte; wenn ich die Obstbäume beschnitt, pfropfte, stützte und verspannte; wenn ich nach der Arbeit zum Flussbett ging, wo die Frösche quakten; wenn ich auf der Veranda saß und sich ein Gewitter am Horizont mit drei Tönen räusperte, wäh-

rend sein Nahen einen erdigen Geruch freisetzte. Also ständig. Manchmal erwachte ich mit seinem Gesicht vor Augen und streckte die Hand nach ihm aus. Auch wenn ich versuchte, nicht an ihn zu denken, erinnerte mein Körper sich an seinen. Graublaue Augen mit einem blassen kupferbraunen Ring um die Iris. Die Narbe auf seiner Lippe. Sein Adamsapfel, so akzentuiert wie ein gebrochener Knochen. Sein Haar roch nach Tabak, sein Hals nach fermentierenden Früchten. Ich hatte nicht die Schuldgefühle, die manche Männer in meiner Generation gehabt hätten. Ich liebte David und dachte nicht weit darüber hinaus. Mein Irrtum war die Annahme, David sei der erste von vielen. Eine erste Kostprobe der Liebe. Ich war gespannt auf meine Zukunft. Wie hätte ich wissen können, dass der ganze Rest – Alex, Laura, William, Vincent, Clarissa, Sarah und zuletzt George – nach dieser ersten kurzen Flutwelle eigentlich nur Rinnsale waren?

Sommer und Herbst vergingen, der Winter kam. Einmal schneite es, aber nicht wie in Boston. Ich verbrachte Monate damit, schlechte Musik zu komponieren, zu viel Kaffee zu trinken und stundenlange Spaziergänge zu machen, und fragte mich, wann das Leben weitergehen würde, wann der Krieg vorüber sein und ich wieder nach Norden fahren würde, nach Boston, zum Konservatorium, wohin David,

da war ich ganz sicher, nach seiner Entlassung aus der Armee zurückkehren würde.

Manchmal besuchte ich meinen Großvater, der am Stadtrand in einem Haus lebte, das sein Vater für ihn und seine sechs Geschwister gebaut hatte. Mein Vater war vor Jahren im Obstgarten gestorben, und meine Mutter reagierte auf diese Veränderung mit Spaziergängen, die manchmal bis in die Nacht dauerten. Ohne meinen Bruder war das Haus leer und still, auf eine Weise, die mir nicht gefiel. Mein Großvater saß sommers wie winters in Decken gewickelt in seinem Sessel am Kamin. Wir tranken Kaffee und redeten über den Krieg in Europa. Er fragte mich, ob ich was von meinem Bruder gehört hätte, und dann bat er mich zu singen. Er fragte mich nie nach dem Konservatorium und redete nicht gern über irgendwas nördlich von Kentucky. Er war bei der Kavallerie gewesen und hatte gesehen, wie seine Freunde in Antietam »entarmt und entbeint« worden waren. Er war kein schlechter Mensch – nur wütend. Ihm fehlten seine Freunde und seine Frau. Jetzt, da ich dies schreibe, bin ich verblüfft, wie viele Kriege durch das Leben meiner Familie getobt sind. Mein Bruder kam nie zurück.

Davids Brief traf im Juni 1919 auf der Farm ein. Die Absenderadresse war das Bowdoin College in Maine. Er hatte ihn auf die Rückseite eines Stücks Notenpapier geschrieben – auf der Vorderseite waren zwei Takte mit auf- und absteigenden Viertelnoten. Es war nur ein Absatz:

Mein lieber silberzüngiger Konföderierter – ich hoffe, dieser Brief findet zu dir. Wie ist das Leben auf der Farm? Hier: Ich bin gerade von einer Wanderschaft, könnte man sagen, durch Nordeuropa zurück. Mit Gottes Hilfe. Aber die Zukunft wird schöner. Ich habe einen Posten in Bowdoin, tief in den nördlichen Nadelwäldern. Vergangenen Monat kam ein Mann und hat dem Institut den Prototypen eines neuen Phonographen vorgeführt. Der Professor hielt es für eine hervorragende Idee, mich auszuschicken, damit ich in dieser borealen Wildnis Folksongs für die regional gesinnten Angehörigen des Lehrkörpers aufnehme. Ich kann diese sprechende Nähmaschine nicht allein schleppen – wie wär's also mit einem langen Waldspaziergang in diesem Sommer? Die Reise geht nach Norden. Ein Bett aus Kiefernnadeln unter den Sternen? Birkenbier? Überleg nicht lange – komm einfach.

Ich drehte den Zettel um und summte die beiden Takte. Bestimmt ein munteres Studentenliedchen. Alle Briefe, die ich von David erhielt, waren Instruktionen. *Bis nächste Woche,* an jenem ersten Morgen, und jetzt: *Überleg nicht lange – komm einfach*. Er gab mir Anweisungen, und ich befolgte sie.

In jener Nacht legte ich im Bett den Brief auf mein Gesicht.

Ich sagte meiner Mutter, ich hätte im Norden einen Job, und fuhr eine Woche später. Niemand würde die Farm bewirtschaften. Der Obstgarten würde verwuchern, und wenn ich lange genug fortblieb, würden die Früchte überreif werden, herunterfallen und verfaulen. Mir war es egal. Ich machte mich davon wie einer, der auf der Flucht ist, nahm den Zug von Louisville nach New York, von New York nach Boston, von Boston nach Augusta.

An Dingen hat mir nie viel gelegen. Es ist mir egal, wenn ein Teller zerbricht, und als vor ein paar Jahren in meinem Haus hier in Cambridge eingebrochen wurde, fand ich das, ehrlich gesagt, nicht besonders schlimm – ich war nur verwirrt und machte mir Sorgen wegen der Kosten. Die Wände in meinem Haus sind kahl, und ich bitte meine Freunde, mir nichts zu Weihnachten oder zum Geburtstag zu schenken. Das kann man bedürfnislos oder bedeutsam finden,

aber in jüngeren Jahren war es ein Problem. Andauernd verlor ich irgendwas, ließ meinen Mantel auf der Kirchenbank liegen, verschlampte meine Schulbücher und vergaß den Hammer im Gras. Ich verschenkte Sachen an andere Kinder: Spielzeug, das Geigenharz meines Vaters, Münzen. Das Schlimmste war unser Familienhund. In der Schule gab es einen Jungen, den ich mochte, und eines Tages ging ich mit unserem Hund zu seinem Haus, band ihn dort an einen Baum und ging wieder nach Hause, ohne mir viel dabei zu denken. Dafür bekam ich Prügel von meinem Vater.

Trotzdem habe ich noch den Brief, in dem David mich fragte, ob ich mitkommen wolle in den Norden. Ich habe noch immer die Zettel, die auf dem Boden seiner Wohnung lagen. Ich habe noch immer die Zigarette, die er sich gedreht und auf dem Klavier vergessen hatte, und eine Streichholzschachtel aus der Kneipe, in der wir uns zum ersten Mal begegnet sind. Die kleine Statue, die Vincent mir geschenkt hat, bevor ich Rom verließ, habe ich nicht mehr, auch nicht die Uhr von Clarissa aus der Zeit, als wir uns kennengelernt haben, oder das Landschaftsbild, das Sarah gemalt hat, oder das Meerglas, das ich mit Alex auf Cape Cod gefunden habe. Aber von David habe ich alles aufgehoben.